



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 8 April 14, 1955

Köln: Bund-Verlag, April 14, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Reynot



Wenn in Amerika die Liftboys streiken

Wir sind gespalten!

Denn: dürfen die Engel, oder dürfen sie nicht, das ist hier die Frage. Und das spaltet uns. Denn in Neuyork ist doch Streik. Streik der Liftboys. Kein Fahrstuhl geht. Im Schweiß seines Angesichts und seiner Füße muß Stufe für Stufe erklimmen, wer in das sechsundsiebzigste Stockwerk will. Und wenn er sich im zwölften Stockwerk mit Flimmern vor den Augen zu den anderen Marschkranken auf den Treppenabsatz setzt, dann weiß er, was ein Liftboy wert ist. Sogar die zehn- oder zwanzigprozentige Lohnerhöhung, um deretwillen sie gerade streiken.

Wenn auch kaum jemand anders so sehr die Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens erfährt wie ein Fahrstuhlführer — er ist dennoch nur ein einfacher Mensch. Ein einfacher Mensch mit Frau, Kindern, Teilzahlungssorgen und einem ganz klein bißchen Sehnsucht nach einem ruhigen Glas Bier samstags abends in der Kneipe an der Ecke. Ein ganz einfacher Mensch. Aber in dieses einfache Menschenleben ist das Gespenst der Teuerung eingezogen. Wenn die Handelsleute mehr verdienen wollen, dann fragen sie nicht erst lange, sie tun es einfach. Der Fahrstuhlführer aber kann die Preise nicht einholen, so schnell klettern sie.

Und die Kinder schreien nach Milch, und die Frau macht ein langes Gesicht, weil sie jetzt doch auf ihr neues Kleidchen verzichten muß, und Fahrstuhlführer Joes Platz an der Bierbar bleibt samstags abends leer. Haben die Liftboys nicht ein Recht zu streiken? Sie tun es also. Und sie wissen, daß sie Erfolg haben werden, wenn sie einig sind und solidarisch. Denn die, die in den sechsundsiebzigsten Stock müssen, wissen nun, was ein Liftboy wert ist. Und sie sollten es ja einmal merken. Kein Fahrstuhl geht, das ist der Streik. Nun aber kommen diese zwei Engel da und übernehmen eine Personenbeförderung, obwohl sie a) nicht in der Gewerkschaft der Liftboys sind (sie sind noch nicht einmal bei den Transportarbeitern oder den Luftverkehrsarbeitern organisiert) und obwohl b) Streik ist. Streik der Liftboys. Es handelt sich also bei den Engeln um offensichtliche Streikbrecher, die der gewerkschaftlichen Aktion in höchst unsolidarischer Weise in den Rücken fallen. Mag sein, daß der Kummer des Liebespaares die Engel gerührt hat. Mag sein, aber es ist Streik. Nur eine Möglichkeit bleibt übrig: Wenn man die Liebe als Himmelsmacht anerkennt und die Engel als Werkzeuge einer überirdischen Macht, dann erhebt sich die Frage: Handelt es sich hier vielleicht um höhere Gewalt? Die Frage bleibt: Dürfen die Engel, oder dürfen sie nicht?

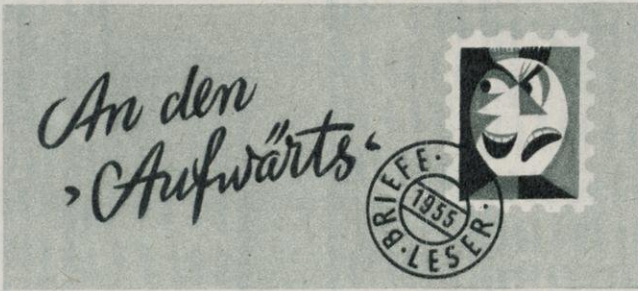
**Dürfen die Engel
oder
dürfen die Engel nicht?**

Nichts als Sklaverei

Von den sechs Leserbriefen im „Aufwärts“ Nr. 6/55 wären mindestens drei wert, ausführlich beantwortet zu werden. Ich möchte mich jedoch auf „Ausbildung gleich Sklaverei?“ beschränken. Rolf Michels stellt in seinem Brief die Frage völlig falsch. Richtig wäre: „Ist jede Ausbildung Sklaverei?“ Es sind mehrere Faktoren, die berücksichtigt werden müssen; der Ausbilder, das Lehrmittel und der Auszubildende selbst. Sind diese drei positiv aufeinander abzustimmen, dann kann man selbstverständlich nicht von Sklaverei sprechen. Da es sich aber in dem angegebenen Fall um das „Lehrmittel“ Kasernenhof, den „Ausbilder“ Unteroffizier und den „Auszubildenden“ Rekruten handelt, fällt es mir trotz eifrigstem Bemühen sehr schwer, einen treffenderen Ausdruck als Sklaverei zu finden. Herbert Bastemeier, Wersten bei Bad Oeynhausen

Lohnt sich nicht

In dem Brief von Rolf Michels (Nr. 6/55) werde ich gefragt, ob ich jede Ausbildung für Sklaverei hielte. Meine Antwort: Nicht jede, wohl aber die auf dem Kasernenhof. In dem Brief heißt es weiter: „... daß es sich lohnt, zeitweiliger »Sklave« zu sein, nämlich auf dem Kasernenhof...“ Ob es sich beim nächsten Mal lohnt, mag dahin-



gestellt bleiben, die Geschichte aber hat uns jedenfalls gelehrt, daß es sich bisher noch nie gelohnt hat. Rudolf Pietruska, Rheda/Westf.

Feigheit und Diffamierung

Auf anonyme Leserzuschriften („Aufwärts“ Nr. 4/55) antwortet man ja gewöhnlich nicht. Was uns aber am stärksten betroffen hat, ist die Begründung des Verfassers, warum er nur mit H. H. unterzeichnet. Es spricht daraus nicht nur Feigheit, sondern eine bewußte Diffamierung der Gewerkschaftsjugend. Wir sind als Jugendgruppe darüber sehr empört. Gerade wir haben in unserer Jugendarbeit so viel Toleranz bewiesen, daß wir die Meinung Andersgesinnter ebenso respektieren und achten wie unsere eigene. Mathias Führler, Peißenberg

Hündchen gesucht

Wieso hat der „Aufwärts“ das persische Herrscherpaar beleidigt? (Nr. 6/55.) Ist es vielleicht nicht unverantwortlich, wenn die Bundesregierung einen solch unnötigen Aufwand betreibt? Mußte es sein, daß das verlorengegangene Hündchen der Kaiserin Soraya tagelang von zwanzig Polizisten gesucht und in einem eigens reservierten Schlafwagen in die Schweiz geschickt wurde? Ist das vielleicht in Ordnung? Ich finde es nicht in Ordnung! Gut, man kann Gäste einladen, aber muß es denn sein, daß man dabei einen solchen Aufwand treibt, während Millionen noch elend leben? Ob das Herrscherpaar wirklich aus wahrer Freundschaft mit Jubel begrüßt wurde, darüber läßt sich streiten. Ich für mein Teil möchte sagen, daß es immer dieselben Menschen sind, die Hurra schreien, teils aus Neugierde, teils aus reiner Sensationslust. Tina Gassert, München

Bewunderung

Der „ehemalige Architekt“ Otto Burscheid, von dem „Aufwärts“ in seiner letzten Nummer einen Leserbrief brachte zu den Bauten Le Corbusiers in Marseille, scheint selbst noch weniger als ein krankhaftes Hirn zu haben. Die altmodische „bodengebundene Architektur“ mancher deutscher Architekten kenne ich nur zu gut. Sie bauen Häuser mit winzigen Fenstern und kleinen Zimmern, grau (oder mit anderen trübsinnigen Farben gestrichen), im Winter kalt, im Sommer heiß. Zudem sehen diese Häuser auch äußerlich nicht schön aus und sind obendrein noch teuer. Wir sind unseren modernen Architekten zu großem Dank verpflichtet, daß sie bessere und zweckmäßigere Bauten entwickeln. Unter ihnen ist Le Corbusier einer der größten. Ich bewundere ihn. Egbert Bublitz, Bern

Hans Böhm 65 Jahre alt

Das Mitglied des Geschäftsführenden Bundesvorstandes des DGB Hans Böhm vollendete am 8. April sein 65. Lebensjahr. Bereits mit 17 Jahren hatte Böhm, der zunächst den Beruf des Möbelpolierers ergriff, später jedoch zur Metallindustrie überwechselte, die gewerkschaftliche und politische Tätigkeit aufgenommen. Nach dem ersten Weltkrieg war er viele Jahre im Betriebsrat der Firma Krupp in Essen tätig, darunter auch als Betriebsratsvorsitzender. Bei der Gründung des Deutschen Gewerkschaftsbundes wurde er in den Geschäftsführenden Vorstand berufen. Hans Böhm leitet die Hauptabteilung Beamte und Angestellte innerhalb des DGB. Am Neuaufbau des Beamten- und Besoldungsrechts ist er maßgeblich beteiligt, und das neue Beamtengesetz ist unter seiner verantwortlichen Mitarbeit verabschiedet worden. Seit 1949 ist Böhm auch Mitglied des Deutschen Bundestages.

Am Beispiel Österreichs

Von Hans Dohrenbusch

Während die Frage der deutschen Wiedervereinigung in der Politik der Großmächte mehr und mehr in den Hintergrund rückt, trat Österreichs Bundeskanzler Raab die Reise nach Moskau an, um in Besprechungen Vorbedingungen für einen Staatsvertrag zu schaffen, der dem Land seine volle Freiheit und Unabhängigkeit geben soll. Kurz vor seiner Reise erklärte Raab: „Wir haben nicht die Absicht, uns dem Westen, dem Norden oder dem Osten anzuschließen. Wir wünschen nichts als friedliche Unabhängigkeit. Nach zehnjähriger Besatzungszeit haben wir das Recht darauf.“ Wir erinnern uns, daß vor Jahresfrist der russische Außenminister Molotow in Berlin die Ansicht vertrat, daß sich die österreichische Frage nur zusammen mit der deutschen Frage lösen lasse. Heute ist diese Ansicht bei den Machhabern in Moskau nicht mehr vorherrschend. Es wird unabhängig von der deutschen Frage verhandelt. Die wesentlichen Forderungen Rußlands an Österreich sind: kein Anschluß an Deutschland, kein Beitritt zu einem Militärpakt, keine Stützpunkte für fremde Mächte. Diese Forderungen werden von allen Parteien Österreichs für erfüllbar gehalten. So reiste Bundeskanzler Raab mit dem Auftrag seines ganzen Volkes. Einigt man sich in Moskau, so kann Österreich ein Land werden, das keinem der bestehenden Bündnissysteme angehört und eine zwar beschränkte, aber immerhin eigene Außenpolitik führen kann. Österreich würde ein neutrales Land sein.

Noch wissen wir nicht, wie sich die Verhandlungen Raabs in Moskau entwickeln werden, aber unbedingt festzuhalten ist, daß hier ein kleines Land unbeirrt um seine staatliche und politische Freiheit kämpft und damit einen Weg einschlägt, der jenseits der Großmachtspolitik liegt. Gelingt es Raab, die österreichische Unabhängigkeit zu erreichen (und wir wünschen es), so wird dieser neue Zustand nicht ohne Rückwirkungen auf Westdeutschland sein, wobei wir nicht verkennen wollen, daß die Freigabe Österreichs für die Russen wesentlich leichter ist als die Freigabe der Ostzone.

Im Lager der westlichen Großmächte betrachtet man die Entwicklung zwischen Rußland und Österreich mit einiger Sorge, weil man mit Recht befürchtet, daß diese Politik, wenn sie Erfolg hat, nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die westdeutsche Bevölkerung sein wird und sich Forderungen nach einer ähnlichen westdeutschen Politik mit Macht erheben können. Das aber würde bedeuten, daß die eben mit sehr viel Druck und Resignation angenommenen Pariser Verträge erneut in eine gefährliche Krise kämen, die unter Umständen ihr Verschwinden bedeuten können. Wir wissen, daß die deutsche Wiedervereinigung nicht durch Krieg zu erreichen ist. Es bleibt also nur der

Mußt du vierzehn Stunden arbeiten?

So hieß die Leserumfrage, die wir gemeinsam mit den Jugendzeitschriften WACHT (Bund der Deutschen Katholischen Jugend) und JUNGE STIMME (Evangelische Jugend) starteten. In der letzten Nummer veröffentlichten wir Briefe von AUFWARTS-Lesern zu diesem Thema. In dieser Nummer wollen wir Leserzuschriften von JUNGE STIMME sowie eine Stellungnahme der Redaktion dieses Blattes abdrucken:

Ich setze es durch, daß ich nicht mehr arbeiten muß als 48 Stunden in der Woche. Mit dem Urlaub ergeht es mir schlechter, weil es erstens ein kleiner Betrieb ist, in dem ich arbeite, und er zweitens im Sommer Hochbetrieb hat und niemand entbehren kann. So... blieb mir in meiner Lehrzeit nichts anderes übrig, als den Urlaub vom Sommer in den Winter zu verlegen. Werner W., Maurer, 19 Jahre

Was geht mich der Jugendarbeitsschutz an? Wenn ich dazu Stellung nehme, dann merkt das mein Chef, und ich bekomme das zu spüren. Mein Chef erzählt immer, daß er selbst eine harte Lehre gehabt und nach zwei Jahren das erstmal zwei Urlaubstage bekommen habe. Wir müßten lernen, zuerst an die Arbeit zu denken. Heinz H., Maschinenbaulehrling, 17 Jahre

Ich stand sieben Jahre im Beruf und habe eine Lehrzeit mit allen Licht- und Schattenseiten hinter mir. Es ist ein offenes Geheimnis, daß das Jugendarbeitsschutzgesetz fast nie mehr beachtet wird. Verlangt der Jugendliche nun sein Recht, so mag er es vielleicht bekommen (ich bezweifle es!), doch das gute Verhältnis zum Arbeitgeber ist verloren... Hier wäre ein Betätigungsfeld für Jugendliche, für Pastoren, für die christliche Gemeinde! Walter P., 25 Jahre

Da ich im Sinn habe, auch später in meinem Betrieb zu bleiben und gern gefördert werden will, würde ich mich schon hineinreihen, wenn ich zu der Frage Stellung nehmen müßte. Ich schreibe Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß wir in unserer Ausbildung sogar froh sind, wenn wir für voll genommen werden und Anschluß an die älteren Arbeitskräfte bekommen. Alle Vorrechte, die wir ihnen gegenüber hätten, würden das kameradschaftliche Band zu den Älteren zerstören. Max K., Lehrling in einer Lackfabrik, 17 Jahre

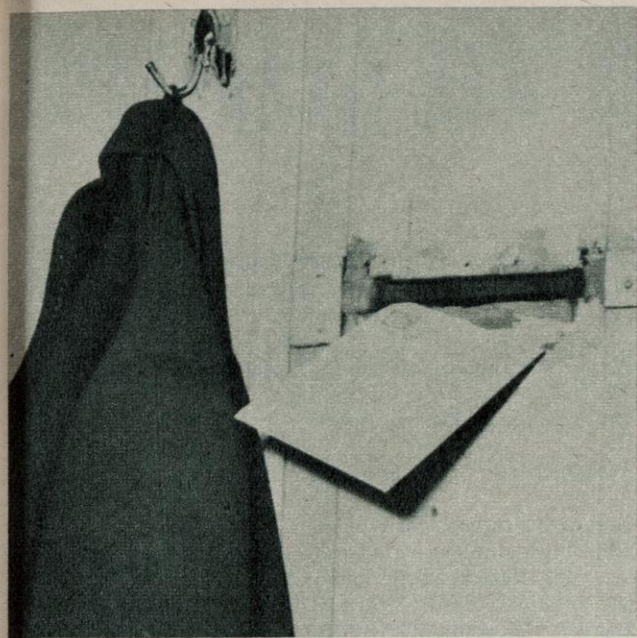
Weg der Verhandlungen. Was aber sollte uns hindern, einen ähnlichen Weg wie Österreich zu beschreiten? Ist uns die deutsche Wiedervereinigung wirklich ernst, so drängt sich dieser Weg fast automatisch auf. Selbstverständlich würde eine solche Politik Mut erfordern, aber wäre ein solcher Mut nicht positiver zu werten als der traurige zur deutschen Wiederaufrüstung im atomaren Zeitalter?

Wenn Westdeutschland etwas braucht, dann eine eigenständige Politik zur Wiedervereinigung. Wir wissen, daß die Frage der Wiedervereinigung in den Händen der westlichen Großmächte nicht gerade gut geborgen ist. Welche Regierung aber, die nicht nur von Lippenbekenntnissen leben will, kann diese Frage nur in den Händen der Großmächte lassen? Mehr und mehr stellt sich heraus, daß die westdeutsche Regierung zur Wiedervereinigung kein Programm hat. Eine Tatsache, die die Großmächte nur darin bestärken kann, zwei Teilstaaten Deutschlands in ihre Bündnis- und Militärsysteme einzubauen. Damit wird die Gefahr aber auch wieder überdeutlich, daß sich junge deutsche Menschen mit den gefährlichsten und barbarischsten Waffen aller Zeiten gegenüberstehen werden. Deutschland kann das Schicksal Koreas erleiden. Wen graut es nicht davor?

Hoffen wir also, daß die Vertreter des kleinen Landes Österreich in Moskau Erfolg haben. Und hoffen wir weiter, daß in der Folge, wenn Österreich frei wird, der Drang nach Wiedervereinigung bei uns so stark wird, daß er die Regierung zu einer neuen Außenpolitik zwingt. Vor kurzem ist von hoher amerikanischer Seite geäußert worden, daß die deutsche Aufrüstung ohne die tätige Mitwirkung der deutschen Arbeitnehmerorganisationen wenig Wert habe. Nun, uns will scheinen, als könnten die Großmächte auch den zu einer wirklichen Volksbewegung gewordenen Gemeindrang nach Wiedervereinigung nicht außer acht lassen. Aber um diesen Drang zu entfachen, bedarf es unterschiedenerer Arbeit als bisher. Gelingt der Staatsvertrag für Österreich, so werden auch in Westdeutschland Vorbedingungen geschaffen werden können, die uns mit Rußland einen ähnlichen Vertrag schließen lassen. Das würde eine Abkehr von der bisherigen Außenpolitik bedeuten. Eine Politik, die die Frage der Wiedervereinigung in die eigene Verantwortung nimmt. Nicht zuletzt werden es die Arbeitnehmerorganisationen sein, die hier einen wesentlichen Beitrag zu leisten haben. Dies schon deshalb, weil sie mit den Menschen der Ostzone, die sich nicht selbst helfen können, solidarischer verbunden sind als die, die mit der Teilung Deutschlands ihre politischen Geschäfte machen.

Überraschend viele haben in ihrer Antwort zu verstehen gegeben, daß sie sich für die gesetzlichen Bestimmungen über die Arbeitszeit verhältnismäßig wenig interessieren. Ihnen ist es wichtiger, daß sie persönlich mit ihrem Chef gut zurechtkommen, und manche hoffen, auf Grund privater Absprachen ihre Wünsche erfüllt zu bekommen. Wir legen selbstverständlich keinen Wert darauf, das Verhältnis zum Arbeitgeber zu trüben, sofern beiderseits eine anständige Atmosphäre herrscht. Aber wir halten es für notwendig, dort den Mund aufzumachen, wo der junge Arbeitnehmer überfordert wird. Das Jugendarbeitsschutzgesetz ist ja nicht so gedacht, daß es mit seinen Bestimmungen dem Lehrling oder dem jungen Arbeiter jeweils eine besondere Gunst erweisen soll. Es handelt sich vielmehr um Bestimmungen, die die Arbeitskraft des jungen Menschen vor einer zu starken Überforderung schützen sollen. Manche werden sagen, daß es ihnen gar nicht soviel ausmacht, wenn sie zehn oder gar vierzehn Stunden am Tag arbeiten; dafür hätten sie auch andere Vorteile. Aber hier geht es auch um eine Pflicht der Solidarität, und sie sollten deshalb bedenken, daß ihre Nachgiebigkeit anderen schaden kann, die sich nicht wehren können. Gerade junge Christen sollten sich der Verantwortung bewußt sein, die sie für ihre Kollegen haben. Das wird sich dann am besten bewähren, wenn sie sich nicht nur für ihre eigenen Privatinteressen, sondern auch für die Probleme der anderen einsetzen. Dazu gibt ihnen das Gesetz nicht nur die Berechtigung, sondern eigentlich auch eine Verpflichtung. Wir können nicht nur darauf warten, daß der Staat mit seinen Funktionären für die Durchführung der gesetzlichen Ordnung sorgt, wenn nicht der Staatsbürger selbst und in diesem Fall der junge Arbeitnehmer mit allem Respekt, aber auch mit der nötigen Entschiedenheit sich für die Durchführung der Gesetze einsetzt.

Redaktion JUNGE STIMME



Was wäre, wenn durch den Briefschlitz zwei Stellungsbefehle fielen?

Fotos: Udo Hoffmann

Dieter würde den Bleistift an die Wand werfen. Er gehört einem Jahrgang an, aus dem die Generäle aller Zeiten gern „Rekruten gemacht“ haben — einer der beiden Stellungsbefehle wäre also an ihn gerichtet. „Pack den kleinen Koffer, Mama“, würde Dieter sagen, „ich mache über die Grenze.“ Die Mutter würde weinen und der Vater bedenklich den Kopf wiegen. „Und deine Ausbildung?“ würde er fragen. Bitte sehr — die Ausbildung! Außerdem ziehen ja die Generäle aller Herren Ländern an einem Strick, wenn auch gelegentlich in verschiedenen Richtungen. Dieters Zeichnung müßte wohl liegenbleiben.

Den Drum Boogie würde Klaus erst zu Ende bringen, obwohl der zweite Stellungsbefehl für ihn wäre. Klaus ist ein Jahr jünger als sein Bruder Dieter, unbeschwerter, aber genau so leidenschaftlich „Zivilist“. „Morjen, lieba Herr Major. Na, liegt wat besonderet vor?“ singt er gern zur Gitarre. „Die können uns mal, Dieter“, würde er sagen. „18 Monate Kaserne sitzen wir auf einer Backe ab, ohne daß die Herren Freude an uns haben werden.“ Klaus ist ein Optimist. Ob sein fröhlicher Optimismus noch existiert, wenn er 18 Monate durch die 08/15-Mühle gedreht worden ist, mag dahingestellt bleiben. Man darf es bezweifeln . . .



Der Jazz-Club auf dem Dachboden würde seine „Seele“ verlieren. Dieters heiße Trompete und die harte Gitarre des Klaus sind für ihn unersetzlich. Und Karin würde wohl auch kaum noch kommen, wenn sie nicht wenigstens an einem Abend in der Woche mit Klaus über die Stilarten des Jazz streiten könnte. Nur der Milchmann von nebenan, den selbst in warmen Frühlingsnächten die „Negermusik“ zu Wutausbrüchen reizt, könnte aufatmen. „Jetzt werden mal anständige Menschen aus denen gemacht“, würde er sagen, wenn er zu hören bekäme, daß der Barras Klaus und Dieter beim Wickel hat. Der Milchmann hätte Ruhe!

Vater Große würde den Familienrat einberufen. Mutter, Bruder Hubert, Schwester Anita und die beiden taurischen Vaterlandsverteidiger würden mit ihm am Küchentisch hocken, wenn er den Familienfinanzplan der nächsten Jahre gründlich überprüft. Vater Große würde seufzen. Gerade jetzt wären die beiden Jungen soweit, auch durch ihre Arbeit Geld in die Familie zu bringen. Und Geld ist knapp bei Großes, sehr knapp. Ganz nebenbei würde man übrigens errechnen, daß Dieter in seinen 18 Lebensjahren der Familie 8960 D-Mark und Klaus in seinen 17 sogar 11 640 D-Mark gekostet hat. Das waren hohe Ausgaben!

Aus wär's für Klaus und Dieter mit Demonstrationen, Kundgebungen und vielen anderen demokratischen Freiheiten. Oder nicht? Sie gehören beide einer demokratischen Organisation an, deren politische Ziele allerdings nicht mit denen der Bundesregierung übereinstimmen. Würden sie in der Kaserne frei ihre Meinung sagen können? Wie würden zum Beispiel Herr Major reagieren, wenn er zu hören bekäme, daß die Schützen Dieter und Klaus Große ja grundsätzlich die Remilitarisierungspolitik und die Armee als schädlich für das geteilte Deutschland ablehnten? Mit guten Gründen, weil Aufrüstung Krieg bedeuten kann.



DIPLOMATIE Während der amerikanische Senator Mansfield die unverzügliche Aufnahme Japans in die UNO forderte, lehnte US-Außenminister Dulles es ab, den japanischen Außenminister Shigemitsu zu empfangen, der nach Washington reisen wollte, um Japans ablehnenden Standpunkt in der Wiederbewaffnungsfrage darzulegen. Dulles, der sonst jede Gelegenheit zu diplomatischen Weltreisen wahrnimmt, ließ mitteilen, sein Kalender sei überlastet. Es dauerte noch keine 24 Stunden, bis der russische Außenminister Molotow die Chance der Mißstimmung in Japan wahrnahm und nach Tokio meldete,



er sei jederzeit bereit, die japanisch-sowjetischen Beziehungen persönlich mit Shigemitsu zu erörtern! — Dulles war wieder einmal der republikanische Elefant im diplomatischen Porzellanladen!

BONN Das Amt Blank hat seinem strategischen Planer, Oberst a. D. von Bonin, gekündigt, der in einer Denkschrift verlangt hatte, der Wehrbeitrag der Bundesrepublik müsse auf die Spaltung Deutschlands Rücksicht nehmen, und die NATO-Strategie dürfe nicht von einer Planung ausgehen, die Deutschland zum Atom-Schlachtfeld bestimme. Die SPD glaubte, hinter den Plänen Bonins eine Verschwörung ehemaliger Reichswehroffiziere erkennen zu können. — Der Herr Bonin bringt Bonn in Nötel!

POUJADE Nach der Verabschiedung der Pariser Verträge konzentriert sich das Interesse der französischen Regierung jetzt auf den Papierhändler Pierre Pujade, der an der Spitze einer Organisation von 800 000 Mann Frankreichs Kleinhandlärer aufruft, keine Steuern mehr zu zahlen. Seine Parole: „Geknechtete der Nation, schließt euch zusammen!“ — Der wildgewordene Papierhändler hat alle Chancen, ein Karl Marx der Spießbürger zu werden.

WEGEGELD Um das Zehn- und Fünfzehnfache hat die Regierung der Sowjetzone die Gebühren für die Benutzung der Autobahn Helmstedt—Berlin durch westdeutsche Fahrzeuge erhöht. Bundestag, Bundesregierung und die Hohen Kommissare der drei Westmächte haben gegen diese Maßnahme protestiert, die der Sowjetzonenregierung jährlich 100 Millionen Westmark einbringen würde. — Mit den Methoden der Raubritter und Wegelagerer — vorwärts zur Einheit Deutschlands!

EINSICHT? Mehr als fünf Millionen D-Mark hat das Straßenverkehrsgewerbe im Kampf gegen das Verkehrsfinanzgesetz des Bundes ausgegeben. „Wenn das so weitergeht, daß starke Geldmänner aufstehen und die ordentliche Gesetzgebung mit solchen Mitteln bekämpfen, so ist das der Tod der Demokratie“, meinte Bundeskanzler Dr. Adenauer hierzu auf einer Kabinettsitzung. — Daß die westdeutschen Geldmänner ihm und seiner CDU den Wahlkampf finanzieren, fand Dr. Adenauer dagegen bisher ganz normal.

ZEITUNG Während des Streiks der Londoner Zeitungen wurde allgemein beobachtet, daß die Diskussionsfreudigkeit einander unbekannter Leute zunahm. Während zum Beispiel in der Untergrundbahn gewöhnlich jeder mit seiner Zeitungslektüre beschäftigt ist, herrschte jetzt eine allgemeine Unterhaltung. Man hatte offensichtlich das Bedürfnis, sich mit dem Nachbar über den Lauf der Welt Dinge auszutauschen. — Ganz gute Methode, öffentliche Meinung zu machen; könnte trotz Zeitungen beibehalten bzw. eingeführt werden.

SAARSTATUT Die französische Regierung werde auf jeden Fall darauf bestehen, daß der deutsche Industrielle Röchling seinen Besitz an den saarländischen Hüttenwerken in Völklingen dem französischen Staat verkauft, erklärte Frankreichs Außenminister Antoine Pinay vor der französischen Kammer. „Wir werden das zunächst auf lebenswürdige Art und Weise versuchen; sollte das ohne Erfolg bleiben, werden wir es auf autoritäre Weise erreichen“, fuhr Pinay wörtlich fort. — Ein Vorgeschmack der Freiheit an der Saar!

LOHNKAMPF Der Unternehmensverband Ruhrbergbau erklärte sich zu einer neuneinhalbprozentigen Lohnerhöhung bereit, nachdem die Bergarbeiter mit überwältigender Mehrheit ihre Entschlossenheit zum Streik bekundet hatten. Vorher hatte der Ruhrbergbau erklärt, daß die Löhne im Bergbau „höchstensfalls um sechs Prozent“ verbessert werden könnten. — Damit sind die Bergarbeiter wieder an der Spitze der Lohnskala. Wir sind der Ansicht, daß auch eine zwölfprozentige Lohnerhöhung tragbar gewesen wäre.

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortliche Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. — Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Wir vergessen zu schnell

Vor kurzem brachte der Hessische Rundfunk unter dem Titel „Nur noch rauchende Trümmer ... Das Ende der Festung Brest“ ein Hörspiel von Erich Kuby über den Fall der Festung im September 1944 — Wir geben hier die entscheidenden Stellen dieser heftig umstrittenen Sendung wieder

Georg und Sybille fahren während eines Frankreich-Urlaubs auch nach Brest, um zu sehen, was aus dem Platz, den Georg vor zehn Jahren als Kriegsgefangener verlassen hat, geworden ist. Dabei schildert er seine damaligen Erlebnisse: Eine kleine Truppe von 30 Mann wird (nach der Landung der Alliierten in der Normandie, die das Schicksal der deutschen Waffen noch offensichtlicher als Stalingrad besiegelte!) von Stuttgart über Straßburg nach Brest „in Marsch gesetzt“. Die Fahrt ist schwierig, die französische Bevölkerung und die französischen Eisenbahner tun manches, sie zu erschweren. In Brest angekommen, machen sie die Vorbereitungen für seine Verteidigung mit, die — alles in allem — militärisch sinnlos ist. Mit Mühe und Not haben sich eine Reihe militärischer Kommandeure zwangseinigen müssen, daß General Ramcke, „der Held von Kreta“, das Oberkommando hat.

Georg: Das war die zweite große Stunde im soldatischen Leben dieses Mannes und bedeutete den Tod von Brest und von 10 000 deutschen Soldaten.

Sybille: Ja — also war er ein Schwein?

Georg: Ach. Er war eben ein Landsknecht. Wir wohnten in den Felsengängen so eng zusammen, daß ich ihn oft sah. Und weil ich als Telefonist zuweilen auch Strippen von der Zentrale zu den Räumen des Generals zu ziehen hatte, sah ich ihn zuweilen aus der Nähe. Meist trieb er sich draußen bei den Truppen und den untergeordneten Befehlsstellen umher und „feuerte“ sie an. Er war die Seele des ganzen Geschäfts. Das Geschäft hieß Verteidigung dieser Stadt. Leider war das Geschäft purer Wahnsinn. Er war ein kleiner, drahtiger Bursche, von seinen Leuten geliebt, begleitet von einem kleinen Hund, und mit seinem Krückstock schlug er zu, wenn ihn der Zorn packte. Seine Fallschirmjäger nannten ihn „Vater Ramcke“, und er sorgte gut für sie. Sie lebten wie die Fürsten, und gleich den Mastgänsen wurden sie durch eine exzellente Ernährung auf einen frühen Tod vorbereitet.

Sybille: Schrecklich.

Georg: Als die Amerikaner den Ring um Brest geschlossen hatten, erließ Ramcke einen Aufruf: „Ich verlasse mich darauf, daß jeder Fallschirmjäger seine Pflicht bis zum Ende mit fanatischem Eifer tut. Die Erste Division ist bei Monte Cassino unsterblich geworden, die Zweite Division wird bei der Verteidigung Brests unsterblich werden.“ Die Fallschirmjäger konnten diese Phrasen nicht in schlichtes Landserdeutsch übersetzen wie wir übrigen Soldaten, die weniger gut gemästet und weniger leicht bereit waren, den Fanatismus als Ersatz für Nachdenken anzusehen. Für uns hieß der Satz: Bei Monte Cassino habe ich, Ramcke, die Schwerter zum Ritterkreuz bekommen, und hier in Brest werde ich die Brillanten bekommen. In den ersten Wochen lebten wir noch ziemlich friedlich, nur manchmal heimgesucht von Bombardierungen. Die Wehrmachtsberichte erwähnten uns noch nicht.

Sybille: Und was hast du in diesen Wochen getan?

Georg: Es stellte sich etwas sehr Merkwürdiges heraus. Man hatte drei Jahre mit riesigem Aufwand an dieser Festung gebaut, aber es gab an der Küste und auf den Hügeln um St. Pierre Verteidigungswerke, die nicht durch unterirdisch verlegte Telefonleitungen verbunden waren. Es gab nur improvisierte Leitungen durchs freie Gelände. Natürlich gab es auf diesen Leitungen oft Störungen. Nun wurden wir als Störtrupp eingeteilt. Wenn eines dieser Verteidigungswerke nicht mehr antwortete, zogen wir los, Hügel auf, Hügel ab, durch Panzergräben und Gehölze. Eine recht erfreuliche Arbeit, solange die Amerikaner nicht Ernst machten. Wir waren froh um jeden Auftrag, der uns aus dem Bunker hinausführte. Bunker ist ein falsches Wort — aus dem Termitenbau, in dem taghell erleuchtete, glattzementierte Gelasse, Wohnkabinen, Befehlsstände, Lazarette, Küchen, Messen, Offiziersquartiere, Schächte, Aufzüge, Treppen, Telefonzentralen abwechselten mit Verbindungsgängen, in denen zuweilen das Wasser fußhoch über einem morastigen Grund stand, über den schwankende Bretter führten. Wie viele Menschen in dem Bau steckten, wußten wir nicht — aber als wir nach der Übergabe ans Tageslicht hervorquollen, da sahen wir endlose Züge in die Gefangenschaft gehen. Es waren mehr als vierzigtausend. Am 1. September nannte der Wehrmachtsbericht zum erstenmal Brest.

„Der Kampfraum Brest liegt ... unter ständigem schwerem feindlichem Beschuß. Erneute Angriffe gegen unsere Vorfeldstellungen scheiterten.“

Während der nächsten zwanzig Tage wird Brest fast täglich erwähnt. In den Gräben und Feldstellungen standen die Fallschirmjäger, die immer mehr von anderen Soldaten durchsetzt wurden, nachdem ihre eigenen Reserven verbraucht waren. Unter den Stahlkuppeln jener wenigen Artilleriewerke, die in Richtung des Feindes schießen konnten, saßen die Männer der Festungsartillerie, bis die Bomben ihre Geschütze trotz der Stahlpanzer vernichtet hatten. Die 25 000 bis 30 000 Mann saßen unter der Erde, Tag um Tag, Nacht für Nacht, und hörten in dumpfen

Wellen die Einschläge der Geschosse und Bomben, spürten das Beben der Erde bis in die Felsenkeller hinunter — und spielten Siebzehn und vier.

Sybille: Mein Gott, das ist ja furchtbar.

Georg: Furchtbar war's oben, wo pausenlos dieser unbeschreiblich sinnlose Krieg weiterging. Die Landser stellten fest, daß Ramcke noch immer nicht die Brillanten hatte. Die offizielle Lesart war: wir hätten Kräfte zu binden. Dahinter steckte ein wichtiges militärisches Prinzip. Es gibt Grenzfälle, in denen es schwer ist, zu entscheiden, ob eine Verteidigung Sinn hat oder nicht. Brest war kein Grenzfall.

Natürlich hat der Widerstand Kräfte gebunden, aber sie fehlten den Amerikanern nirgend. Es war etwa so, als wenn jemand behaupten würde: Den Vanderbilt habe ich aber jetzt geschädigt, ich habe ihm hundert Mark gestohlen. Hundert Mark von fünf Milliarden! Die Armee des Generals Patton war damals durch ganz Frankreich verteilt. Während zwei ihrer Divisionen in Brest kämpften, standen andere bei Dijon, 700 Kilometer weit weg. Aus der Fülle ihrer Macht versammelten sie allmählich eine Kriegsmaschine um uns, die keine Stunde mehr aufhörte, Stahl auszuschütten.

Im Luftschutzbunker Sadi-Carnot saßen am 8. September 400 Franzosen und 500 deutsche Arbeiter der Organisation Todt, aber außer ihnen befanden sich darin noch enorme Mengen Munition; diese geriet in der Abteilung der Deutschen in Brand und explodierte. Bei den Franzosen erschien plötzlich ein Arbeiter und schrie: Raus, raus, die Munition brennt, alles kaputt, vite! Aber im selben Augenblick explodierte sie schon. 373 Franzosen und 500 Deutsche wurden damals getötet. Wenn die Bewohner von Brest heute an diese Tage denken, denken sie an ihre Toten im Luftschutzbunker Sadi-Carnot.

In die leeren, zehn und fünfzehn Meter tiefen Wasserbehälter der U-Boot-Bunker wurden die überflüssigen Waffen der Festung geworfen und das Benzin hineingeschüttet, damit es die Amerikaner nicht bekämen. An einem Tag entzündete sich das Benzin, und achtzig Deutsche, Soldaten und Arbeiter, verbrannten in einem Feuersturm.

Die fünf, stellenweise sieben Meter dicken Decken aus Eisenbeton der U-Boot-Bunker waren als absolut sicher angesehen worden. Aber eines Tages warfen die Amerikaner zum erstenmal 1100-kg-Bomben, und die schlugen ein Loch in die Decke. Ramcke kam, sah sich den Schaden an, und ich hörte ihn sagen:

„Na, meine Herren, was sagen Sie jetzt? Leisten solide Arbeit, die Amis. Ganz schönes Loch da, wie? Hätten wir nicht gedacht!“

Es begann jetzt die Zeit der Orden. Den beiden Gefreiten, die die Wasserklosetts in Ordnung hielten, wurde das E K I verliehen — und sie verdienten es mehr als viele andere. Einmal fand ich herrliche Fruchtkonserven. Einen schweren Sack voll schleppte ich in die Kabine. Kameraden schenkte ich davon, es sprach sich herum. Es kam der liebe Unteroffizier der Schreibstube, den ich haßte und der mich haßte:

„Hör mal, du hast da so Konserven. Kannst du mir nicht welche bringen.“

„Ich glaube, es sind keine mehr da, Unteroffizier.“

„Mensch, hab dich nicht so. Du brauchst es auch nicht umsonst zu tun.“

„Wieso? Was heißt das?“

„Du hast doch das EK noch nicht, du bist der einzige.“

„Das wird schon seinen Grund haben.“

„Mensch, das ist doch eine Schande. Gib das Soldbuch her, der Oberst unterschreibt, der guckt gar nicht hin.“

„Nee du, bei mir nicht! Hab' ich bis jetzt das Ding nicht, werd' ich's bis zum Schluß vermeiden können.“

„Scheißkerl, elender.“

So war das! Und die Landser stellten fest, daß Ramcke seine Brillanten immer noch nicht hatte. Aber das Gelände, auf dem wir uns draußen noch bewegen konnten, war schon verdammt klein geworden. Und dann hing eines Tages an drei oder vier Stellen ein Anschlag, herrliche Worte. Im fernen Berlin gedachte unser — Josef Goebbels.

„Helden von Brest! Mit goldenen Lettern werden eure Namen in das Buch der Geschichte eingetragen. Euer Kampf ermöglicht der Heimat ...“

Ramcke zog in den Befehlsbunker, nur fünf Meter Stahl und Eisenbeton hatte er über sich. Um den mittleren Raum waren Räume gruppiert, in denen Offiziere wohnten. Der General saß auf einem Lehnstuhl. Er trug einen Mantel, denn es war kühl im Bunker, im Dreieck eines weißen Seidentuches blitzte das Ritterkreuz — allerdings ohne Brillanten. Aus der Decke sah das untere Ende eines Sehrohres heraus. Durch dieses Rohr beobachtete der Adjutant

Fortsetzung Seite 6

Wieder hat uns der Frühling einen neuen Peynet gebracht. Diesmal hat er Amor auf Weltreise geschickt. Eine friedliche Welt im Zeichen der Liebenden wird uns vorgeführt. Und gern lassen wir uns durch die ganze Welt führen von diesem charmanten Fremdenführer. Anders als üblich spiegeln sich bei ihm Menschen und Länder. Wir werden nicht nur belehrt, sondern auch unser Herz wird angeleitet, auf welchem der Kontinente wir auch sein mögen. Ein Buch für liebende und friedliche Menschen, das uns daran erinnert, wie schön das Leben auf der Erde sein könnte.

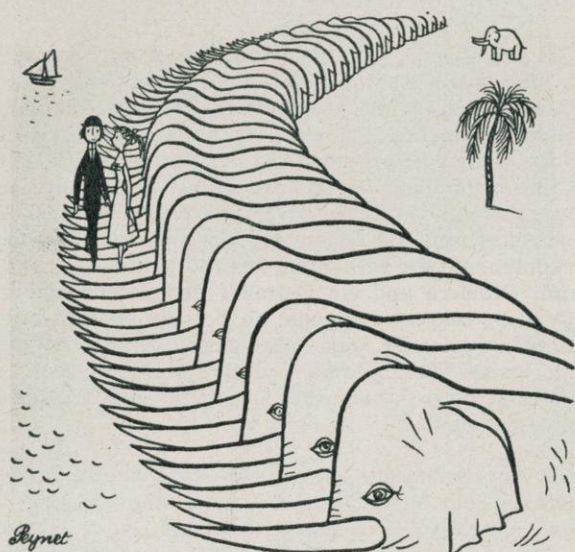
Der Rowohlt-Verlag, Hamburg, bringt uns die vierundfünfzig Bildgeschichten in einem schönen Einband für 7.80 DM.



SCHWEIZ: „Hier ist die Natur so zutraulich.“



ITALIEN: „Die Veilchen sind in diesem Jahr sehr gut geraten.“



ELFENBEINKUSTE: „Nur kein Fehltritt.“



CHINA: „Wer bekommt die Schwalbennestersuppe?“



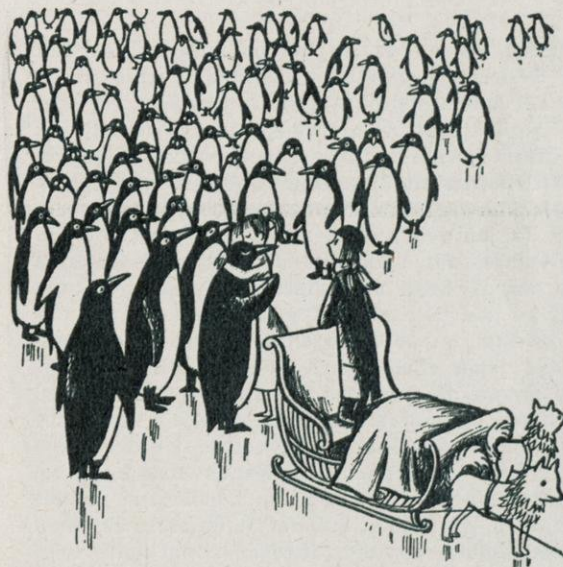
RUSSLAND: „Hier wachsen die Zwiebeln in den Himmel.“



ENGLAND: Heilige-Nacht-Wache.



DEUTSCHLAND, Beethovenstraße: „Die Pastorale, bitte?“



GRONLAND: „Willst du dich denn von jedem verabschieden?“

Der weiße Mann — Kulturbringer oder Unterdrücker ?

Wir brachten Gabeln, Foxtrott und Autos

Wir haben im „Aufwärts“ Nr. 7 den Brief des Fremdenlegionärs Walter Schöning in Tabarka und des Dozenten Willy Huhn in Berlin über die Rolle des weißen Mannes in Afrika und Asien gelesen. Heute bringe ich Euch die versprochene Stellungnahme eines arabischen Freundes.

„Wir wollen einmal annehmen, daß wir weder Europäer noch Asiaten sind, sondern einfach Menschen — damit ist die Chance gegeben, diese Diskussion auf einer Basis zu führen, die in etwa Ungerechtigkeit und Vorurteile in den Hintergrund treten läßt. Ich habe den Eindruck, daß der Schreiber des Briefes aus Tabarka diesen Grundsatz einer fairen Anschauung unbeachtet gelassen hat. Brachten die Europäer wirklich Kultur zu den Bewohnern östlicher Länder, als sie jene unterjochten? Wir müssen doch wirklich langsam lernen und verstehen, daß die weißen Völker dem Osten nur die oberflächlichen Randerscheinungen ihrer Kultur nahebrachten — eben nur Zivilisationserscheinungen. Sie brachten Autos, Kinos, Gabeln und Maschinen, machten bekannt mit Foxtrotts — aber das hat nichts mehr mit Kultur zu tun. Die östlichen, beziehungsweise orientalischen Völker hatten bereits ihre eigene Kultur, ihre eigene Zivilisation, als Europa noch auf einer niederen Entwicklungsstufe stand. Um nur

ein paar Beispiele anzuführen: Die östlichen Völker hatten ihre eigene Kultur, die Semiten brachten das Christentum nach Europa, die Chinesen machten dem Herzog von Venedig im 13. Jahrhundert das Geheimnis der Zubereitung des Schießpulvers zum Geschenk.

Europa entwickelte seine ureigene Zivilisation und Kraft. Um Reichtümer anzuhäufen, segelten und forschten die Europäer nach dem Osten, der außerordentlich viel Bodenschätze und Naturquellen besaß. Die Holländer z. B. kolonisierten das unabhängige Indonesien mit Gewalt. Die authentische Geschichtsforschung, die sich mit dem Kolonialismus befaßt, weist nach, daß diese Eindringlinge wirklich keinerlei Absichten hatten, Kultur oder eben Zivilisation in jene Breiten zu bringen, die sie sich mit Gewalt eroberten. Sie konnten es ja auch gar nicht tun, da die östliche Kultur ganz grundverschieden und älter war als die, die eventuell die Kolonisten zu bieten hatten. Natürlich hatten die Kolonisten Erfolg in ihren Kolonien. Sie monopolisierten Bodenschätze, Reichtum und Handel so, daß das jeweilige Mutterland mit den Produkten seiner Kolonien geradezu überschwemmt wurde, jedoch ohne auf die eingessessene Bevölkerung der Kolonien Rücksicht zu nehmen.

Das Resultat der Kolonialpolitik und der Ausbeutung ist Elend und Armut unter der eingeborenen Bevölkerung und äußert sich in einem neuen fernöstlichen Proletariat, Kuli genannt. Ursprünglich war der Name Kuli eine Bezeichnung für die Arbeiter, die unter weißen Aufsehern in den Plantagen arbeiteten. Wenn diese Kulis erschöpft und überarbeitet waren, wurden weiße Aufseher manchmal zur Verantwortung gezogen. Um dies zu vermeiden, kamen die Weißen auf die Idee, für ihre Arbeitskräfte Häuser, sogar Kliniken zu bauen — nicht um Sympathien zu erwerben, sondern um die »Produktionsmittel« zu schonen.

Wann immer die Kolonisatoren Revolten oder Rebellion befürchteten, suchten sie diese durch soziale Reformen aufzufangen oder im Keim zu ersticken. Aber wie sahen diese sozialen Reformen aus? In den Bezirken der Schulen, Kliniken oder Krankenhäuser konnten wir sehen, daß es keine echten sozialen Reformen waren, sondern dazu angetan, wie man gemeinhin sagt, »die Kuh zu mästen, damit sie mehr Milch gibt«.

Jede importierte soziale Idee muß daran gemessen werden, wie sie sich den Lebensbedingungen und den existentiellen Bedürfnissen des Orients und Asiens anpaßt, wobei Religionen, Traditionen und Kunst usw. berücksichtigt werden müssen. Und Orient und Asien wären nur zu dankbar, wenn diese Zusammenarbeit auf der Basis von Aufrichtigkeit und gutem Willen geleitet würde. Orient und Asien können und wollen es sich nicht mehr leisten, irgendwelche Almosen auf Grund ihrer Leichtgläubigkeit anzunehmen oder irgendwelche Abkommen einzugehen, z. B. Waffenlieferungen, um Ideologien zu bekämpfen.

Was Orient und Asien wirklich brauchen, sind Technik und Wissenschaft, keine geistigen Wissenschaften, sondern praktische und technische Ausbildung.

Unter diesem Gesichtspunkt kann ich zu dem Vorschlag Thomas' sagen, daß er wirklich gut ist und eine große Unterstützung verdient. Was wir brauchen, ist nicht mehr und nicht weniger als ein wenig Verständnis und Respekt, und wenn dieser Zustand einmal geschaffen sein sollte, dann kann die Koexistenz und Zusammenarbeit zwischen Europa und Arabien, China und anderen Ländern unter humanen Umständen so fruchtbar sein, daß der Frieden endlich erhalten bleibt.“

Salim al Habschi

Fortsetzung von Seite 4



Die amerikanische Fotoausstellung „Die Gemeinschaft der Menschen“ zeigte Bilder aus aller Welt. (Siehe nebenstehende Seite.) Besonders bemerkenswert schien uns das Bild einer russischen Bauernfamilie, das Robert Capa fotografierte. Es sollte uns daran erinnern, daß auch jene „drüben“ zur großen Gemeinschaft der Menschen gehören.

Schildkröte an der Schattengrenze

Es war Hochsommer 1944. Ich befand mich zu der Zeit in einem Genesungs lazarett in Garmisch-Partenkirchen und teilte mit einem gleichaltrigen Gebirgsjäger ein sehr hübsches Zweibettzimmer. Morgens beim Erwachen sah ich durch unser Fenster auf das schneebedeckte Zugspitzmassiv. Wir führten ein angenehmes, geruhsames Leben. Zwar flogen oft Luftgeschwader, aus dem Süden kommend, über unser Tal hinweg, sie taten uns aber nie etwas zuleide, schleppten nur endlos lange weiße Seidenfäden hinter sich her, die dann meilenhoch über unseren Köpfen stehenblieben und zerflossen. Die einzige Last, die uns heimlich drückte, war der Gedanke an die „Mordkommission“, an jenes fliegende Kollegium hoher Militärärzte, das unverhofft und immer häufiger aufzutauchen pflegte, um die Lazarettstuben nach schnellem Ersatz für die dahinschmelzenden Frontdivisionen zu durchstöbern. Eines Tages kam ein neuer Schub Rekonvaleszenten bei uns an. Unter ihnen befand sich ein Landsmann meines Stubengenossen, ein Funker aus der Steiermark, den man wegen einer Malaria von der Mittelmeerfront hatte wechseln müssen und der aus Griechenland eine hübsche kleine Landschildkröte mitgebracht hatte. Noch in derselben Woche wurde der Funker das Opfer der nächsten Arztkommission, und da ihm eine lange beschwerliche Reise bis hoch hinauf zum Norden Europas bevorstand, entschloß er sich schweren Herzens, uns seine Schildkröte als Abschiedsgeschenk zu überlassen.

Das kleine bescheidene Tier gewann rasch unsere Zuneigung. Bei Tisch saß es neben meinem Teller und knabberte grüne Salatblätter. Gekochte Kartoffeln verschmähte es, ebenso Fleisch, Fisch und Schokolade. Dagegen zeigte es eine überraschende Vorliebe für Tilsiter Käse, für Aprikosenmarmelade und sogar für Senf. Am höchsten freilich schätzte es die zarten, frisch gepflückten Blätter der Butterblume; wenn es die vorgelegt bekam, klappte es seine hübschen funkelnden Augen zu und begann andachtsvoll zu kauen. Nachts hörten wir zuweilen ein zartes Tapsen und Schnurren, dann ging unsere Freundin im Mondlicht auf den Dielen spazieren. Dafür legte sie tagsüber regelmäßig ein paar Schlummerstunden ein, besonders während der heißen Mittagszeit döste sie gern mit eingezogenen Gliedern vor sich hin.

Außer der niedrigen Bettenzahl und dem herrlichen Gebirgsblick besaß unser Zimmer noch einen dritten Vorzug: Das flache Blechdach einer kleinen vorgebauten Veranda lag direkt unter unserem Fenster und diente uns als privates Sonnendeck. Die Schildkröte ließ sich zwar gern mit hinausnehmen, jedoch hatte sie, im Gegensatz zu uns, für die pralle Sonne nicht viel übrig. Im kühlen Vollschatten behagte es ihr aber auch nicht recht, und so hielt sie sich stets dort auf, wo das dunkle Schattendreieck der vorspringenden Hauswand an den heißen, grell überfluteten Sonnenbereich grenzte. Alle paar Minuten sahen wir von unseren Liegestühlen aus, wie sie der wandernden Schattenlinie um ein Zentimeterstückchen folgte.

Am Vorabend des Tages, an dem sich die gräßliche Geschichte ereignen sollte, war ein Münchner Gastspielensemble auf dem Garmischer Bahnhof angekommen. Zwanzig Stunden später, als wir eben unser mittägliches Sonnenbad begonnen hatten, erschien plötzlich die Stations-

schwester im Fensterrahmen und schwenkte lächelnd in der erhobenen Hand zwei Eintrittskarten. Hurtig klappten wir die Liegestühle zusammen, sprangen zurück ins Zimmer und kleideten uns in Windeseile an. Zehn Minuten danach waren wir auf dem Weg zum Kurparktheater. Es wurde ein wunderbarer festlicher Nachmittag. Die Sonne schien warm, etwas zu warm, aber ein leiser Wind strich von der Partnachklamm herüber und kühlte die frohen Gesichter. Die meisten von uns hatten bisher nichts anderes gesehen als die sattsam bekannten, aus Halbtalenten hastig zusammengewürfelten Wandertruppen, und nun fanden wir uns plötzlich einer erlesenen Schar wirklicher Künstler gegenüber. Eine Sängerin war darunter, eine schöne, zarte, nicht mehr sehr junge Frau mit feingeschwungenen roten Lippen, deren traurigsüße Stimme mich tief bewegte. Dankbar und in glücklicher Stimmung trat ich mit meinen Begleitern nach dem Schlußapplaus den Heimweg an.

Als wir das Lazarett betraten, saßen die anderen schon im Speisesaal beim Abendbrot. Wir blieben gleich unten, nahmen unsere Plätze ein und fingen an zu essen. Beim ersten Bissen fiel mir ein, daß unsere Freundin fehlte. Rasch legte ich die Gabel hin und eilte die Treppe hoch, sie zu holen.

Ich knie auf dem Zimmerfußboden und kann sie nirgends finden. Mein Blick streift die zusammengeklappten Liegestühle, und dabei fällt mir ein, daß sie noch draußen auf dem Blechdach sitzen muß. Ich trete ans Fenster, öffne es und beuge mich hinaus.

Erst meine ich, das Dach ist leer, aber dann erschrecke ich über etwas, das direkt vor der Brüstung liegt. Es ist unsere kleine Schildkröte, aber ich erkenne sie nicht mehr. Halb aufgerichtet lehnt sie an der Wand, als wolle sie das Fensterbrett erklimmen. Ihre verzerrten Kiefer sind von getrocknetem, rötlichem Schaum umgeben, und ihre Augen, diese hübschen, flinken braunen Augen, hängen verdreht und gebrochen wie zwei aufgeblähte Froschblasen zwischen den geplatzen Stirnfalten.

Als der Gebirgsjäger mit meinem Abendbrotteller und zwei Flaschen Bier ins Zimmer trat, fand er mich bleich und verstört auf der Bettkante sitzend. Am Fußboden lag auf einem Zeitungsbogen das verendete Tier. Mir war sehr elend zumute. Ich war außerstande, einen Bissen zu mir zu nehmen, aber mein Stubengenosse, ein Bergbauernsohn, kein empfindsamer Stadtmensch wie ich, verzehrte die zweite Portion mit ruhigem Appetit.

In der folgenden Nacht fand ich lange Zeit keinen Schlaf. Immer wieder durchlebte ich in Gedanken alle Einzelheiten ihres Todeskampfes. Der rückwärts fließende Schatten, die näherrückende Wand. Ahnt das Tier, was ihm bevorsteht? Plötzlich ringsherum nur noch glühend-heißes Blech. Sie versucht zu fliehen, aber wohin? Die versengten Füße zucken zurück in den schützenden Panzer, aber bald fängt auch der an zu glühen. Sie hastet verzweifelt im Kreis herum, schleppt sich in rasender Angst zurück zum Fenster, unternimmt einen lächerlichen Versuch, an der glatten Wand emporzusteigen und bleibt schließlich entkräftet liegen. Langsam verendet sie, ohne einen Laut. Wie lange dauerte es, bis der Tod sie erlöste?

Ramckes, der ebenfalls ein Ritterkreuz trug, die letzten Stellungen. Auf dem ansteigenden Gelände lagen noch verstreut deutsche Soldaten und schossen aus Maschinengewehren, wenn der Feind angriff. Der Oberstleutnant schaute durchs Sehrohr, ob sie auch ihre Pflicht taten. Und die Landser, ohne Kriegsschule und Akademie, wußten genau, daß Brest kein Grenzfall war. Eine einzige Funkstelle hatte noch Verbindung mit Berlin. Sie meldete die Namen der Gefallenen in die Heimat. Von jedem gefallenen Offizier mußte sie so viele Daten und Einzelheiten telegrafieren, daß die zur Verfügung stehende Funkzeit nicht reichte, um neben den militärischen Meldungen auch die Namen aller gefallenen Soldaten gewöhnlicher Art durchzugeben.

Am 17., abends, wurde ein Fischerboot mit Motorantrieb, in dem etwa 20 Mann Platz finden konnten, mit allerlei Gepäck und Waffen beladen. Mit ihm entfernten sich der General Ramcke und eine Handvoll Fallschirmjäger im Schutze der Nacht aus der Festung. Sie fuhren zur Halbinsel Crozon hinüber, deren Basis längst von Franzosen und Amerikanern besetzt war. Dort wartete er, in einem Winkel versteckt, auf die Gefangenschaft und, wie die Landser meinten, auf die Brillanten. Am Morgen des 18. verließen drei Offiziere und ein Gefreiter den Befehlsbunker. Der Gefreite trug eine Stange, an der ein Bettuch mit zwei Knoten befestigt war. Wir sahen sie den Hügel von St. Pierre hinaufschreiten. Keine Kanone schoß, keine Bomben fielen — langsam begriff ich, daß ich den Krieg überlebt hatte.

Die Abordnung mit der weißen Fahne kehrte zurück. Ein Offizier der Fallschirmjäger rief ihnen entgegen: „Na, geht's weiter?“ Aber es war aus. Wir gingen in den Bunker zurück und holten unser längst vorbereitetes Gepäck.

Plötzlich erschien im Eingang ein fremder Soldat. Der Mann zeigte wortlos mit dem Daumen nach oben. Die Offiziere wurden von uns getrennt und die Burschen von den Offizieren. Sie übergaben die Koffer ihren Herren. Die ersten warfen schon nach ein paar hundert Meter einen Teil ihres Gepäcks weg. Und dann sahen wir die ersten Franzosen. Einer wollte meine Schuhe. Ich sagte auf französisch, ich hätte nur dieses eine Paar. Und er sagte auf deutsch: Ich war zwei Jahre in Deutschland, und ich hatte gar kein Paar, ich hatte nur Holzschuhe. — Aber er ließ sie mir.

Zivilisten rissen Steine aus der Erde und warfen sie nach uns. Ich stand vorn beim Führerhäuschen, auf dessen Dach ein Amerikaner saß, eine Maschinenpistole im Arm. Als die ersten Steine fielen, lachte er, später wurde er ernst und schüttelte nur den Kopf; ernste Verletzungen entstanden. Bei Nacht fuhren wir durch ein Dorf. Hier hielt die Kolonne. In einem Haus war Licht, im Fenster stand eine Frau, sie schrie: Itlär kaput, Itlär kaput. Sie verschwand vom Fenster. Dann kam sie wieder und schüttete ihren Nachtopf herunter. Das meiste war dem amerikanischen Posten ins Gesicht gegangen. Er schrie auf, lud seine Maschinenpistole durch, zielte nach dem Fenster und schoß. Die Frau warf die Arme in die Höhe, stand einen Augenblick bewegungslos, dann stürzte sie nach rückwärts.

Sybille: Ich bitte dich, hör auf.

Georg: Das war in der Nacht vom 18. auf den 19. September vor zehn Jahren. Die Stadt steht wieder, die Menschen sind durch das ganze Land freundlich und höflich zu uns. Ein Krieg zwischen Deutschen und Franzosen ist undenkbar geworden, das Spiel ist einfach neu gemischt. Aber es sind doch nur zehn Jahre dazwischen. Am 18. September lautete der Wehrmachtsbericht:

„In den Trümmern von Brest behauptet sich die heldenhafte Besatzung, auf engem Raum zusammengedrückt, immer noch gegen schwere feindliche Angriffe.“

Und am 19. September:

„Stadt und Hafen Brest sind nur noch rauchende Trümmer. Die überlebende Besatzung hat sich auf die Halbinsel Crozon zurückgezogen und kämpft dort weiter.“

Es waren Ramcke und 20 Mann. Sie ließen sich am 19. fangen. Am 20. September meldete der Wehrmachtsbericht, daß Ramcke die Brillanten bekommen hatte. Die 45 000 Mann, die in Gefangenschaft gegangen sind, hatten Eltern und Frauen zu Hause, die nach der Fassung des Wehrmachtsberichtes annehmen mußten, ihre Männer seien fast alle tot. Es dauerte ein halbes Jahr, bis die ersten Karten aus der Gefangenschaft in Deutschland ankamen, denn da gab es keine Post und keine stimmenden Adressen mehr. Das war das Ende der Festung Brest, deren Verteidigung kein Grenzfall war. Und oben über der Stadt, in Landerneau, unserem ersten Gefangenenlager, mitten im Wald, erzählt keine Spur mehr davon, daß 10 000 Gefangene acht Wochen lang dort gehaust haben. Nichts erinnert mehr daran.

Die Natur vergißt schneller als die Menschen, obgleich auch die Menschen manchmal sehr schnell vergessen.



„Die größten Autoritäten sind sich darüber einig, daß ein Krieg mit Wasserstoffbomben die menschliche Rasse vernichten wird . . . ; es wird ein großes Sterben sein, ein plötzlicher Tod jedoch nur für eine glückliche Minderheit; für die Mehrzahl der Menschen aber eine langsame Folter von Krankheit und Verfall.“ Das sagte der englische Schriftsteller Bertrand Russel. In großen Lettern stehen diese Worte über einem Riesenfoto der Wasserstoffbombenexplosion. Als Warnung. Zitat und Foto aber beschließen eine große Fotoausstellung im Museum of modern Art in Neuyork. „Die Gemeinschaft der Menschen“ heißt diese Ausstellung. Der beste Fotokenner der Welt und Direktor der fotografischen Abteilung des Museum of modern Art, Edward Steichen, veranstaltet sie. Und Fotografen aus allen Ländern der Erde vereinigen sich, um in wirklichen Meisterwerken der Fotografie zu zeigen: Das ist das menschliche Leben auf unserem Planeten! Aus der Ausstellung ist ein grandioser Zyklus geworden. Spiegelungen von Liebe, Geburt und Tod. Ungeschminkt. Ohne Sentimentalität. Menschen gesehen und erfüllt von Menschen. Und fixiert mittels Linse und Film. Alle Völker und Rassen erscheinen auf diesen Bildern. Dabel wird jedoch weniger gezeigt, was sie unterscheidet, sondern was ihnen allen gemeinsam ist.

Hoffnung, Schwangerschaft nennt der amerikanische Fotograf Lewis dieses Bild (oben links). Die Familie — Brüder und Schwestern der jungen Frau und des jungen Mannes — ist aus dem alten New Orleans am Mississippi hinausgefahren zu den neuen Arbeitersiedlungen vor der großen Stadt. Sie haben den Picknick-Koffer mit den Bechern aus dem Wagen geholt und das Bier. Und nun stehen sie da, und der junge Ehemann (auf dem Bild links vorn) sagt: „Darling, in wenigen Wochen werden wir dort wohnen.“ Die Schwester der Frau blickt hinauf zu den noch leeren Fensterlöchern. Die Brüder blicken hinauf. Und die Frau, sie blickt auch hinauf. Aber was zeichnet sich nur in ihrem Gesicht alles ab! Das Mutterglück. Das Bewußtsein, daß sie ein Kind haben wird. Und daß dieses Kind nicht im Verkehrsgewühl des alten New Orleans aufwachsen wird. Und daß es eine glückliche Lebenszeit in dieser Wohnung mit Mann und Kind geben wird. Und die Hoffnung auf Frieden. Vor allem die Hoffnung auf Frieden. Dem Fotografen ist mit diesem Bild ein allgemein-menschliches Dokument gelungen. Diese Hoffnung haben alle Menschen auf der Welt, gleich, ob die Frauen ihre Lippen in amerikanischer Manier schminken und die Männer die Haare im US-Schnitt tragen oder in anderen Ländern nicht. — Auch die Freude der Kinder ist in aller Welt gleich. Die Fotografin Ruth Orkin liebt die Kinder. Sie beobachtet sie auf ihren Reisen immer wieder. Und immer wieder bringt sie einzigartige Zeugnisse, Spiegelungen der Kinderseele, mit nach Hause. Diese Kinder saßen auf der Treppenstufe eines Hauses in den engen Gassen Neapels (Bild links) in Italien und spielten Karten. Irgendein harmloses Spiel, das sie den älteren Geschwistern abgelauscht hatten. Gianina, das Kind in der Mitte des Bildes, gewann und drückte die Karten voll überschwinglicher Freude an ihre Brust. Sie ist ein Kind. Und sie freut sich über eine Kleinigkeit — aber gleicht sie trotzdem nicht der erwachsenen amerikanischen Frau aus New Orleans? Die Freude verbindet alle Menschen.



Freude, nichts als Freude zeigt auch dieses Paar (unten links). Der französische Fotograf Henri Cartier-Bresson sah es auf seiner Hochzeit in einem kleinen Städtchen im Süden seines Vaterlandes. Das Paar war den Festgästen ausgekniffen. Es wollte im Trubel allein sein. Und als die junge Frau eine Kinderschaukel entdeckte, sprang sie auf den Sitz und schwang, ungeachtet ihres weißen Brautkleides, hin und her. Und der Bräutigam gab ihr, ungeachtet seines feierlichen Anzuges, einen heftigen Schubs. Und da leuchtet plötzlich, jenseits der üblichen feierlichen Hochzeitskonventionen, auf dem Gesicht der Braut die reine Seligkeit auf. Edward Steichen, der Veranstalter der großen Ausstellung in Neuyork, und alle Fotografen von Bedeutung glauben, daß es ihre Aufgabe ist, mit Hilfe der Fotografie solche oftmals verborgenen Geschehnisse sichtbar zu machen, weil sie besser als alle Aufnahmen von tollen Sensationen die Wahrheit zeigen. — Die Freude dieses jungen Mannes (unten rechts) ist dagegen nicht so offensichtlich. Die amerikanische Fotografin Dorothea Lange faßte sie aber trotzdem eindringlich. Wie hält der neugebackene Vater seinen neugeborenen Sohn mit seinen beiden Händen umklammert! Darin ist sie sichtbar, wie darin der Wunsch sichtbar wird, den neugeborenen Menschen vor der Bombe zu bewahren.



Aufwärts bringt Bilder von Capa, Lewis, Orkin, Cartier-Bresson, Lange

**Die interessanteste
Fotoausstellung der letzten
Jahre:
Die Gemeinschaft
der Menschen**

Oskar Blitner schreibt uns aus München:

Die dritte ordentliche Landesbezirkskonferenz des DGB, Landesbezirk Bayern, am 15. und 16. Januar 1955 faßte zur Frage der Wiederaufrüstung einstimmig eine bedeutende Entschließung. Diese enthält eine Reihe von Aktionen, durch die die Öffentlichkeit über die Gründe der ablehnenden Haltung der Gewerkschaften unterrichtet werden soll. Schon kurze Zeit später, am 24. Februar 1955, führte der Kreisausschuß München auf dem Königsplatz der bayrischen Landeshauptstadt eine Großkundgebung durch, an der sich mehr als 30 000 Männer und Frauen beteiligten. Die Gewerkschaftsjugend Münchens demonstrierte mit mehreren Transparenten. An der Spitze des Zuges war eine Gruppe, die die Toten der beiden letzten Kriege unter dem Motto „Deutschland, erwache“ versinnbildlichte. Unter großem Beifall zogen die jungen Kolleginnen und Kollegen auf den Königsplatz ein. Kurz nach der Landesbezirkskonferenz machte sich das Jugendsekretariat auf die Anregung von Kollegen Gedanken über eine Ausstellung, in der unsere Argumente denen der Politik der Stärke gegenübergestellt werden sollten, um so dem Beschauer den Irrsinn dieser Politik vor Augen

zu führen. Nach Absprache mit dem Landesjugendsekretariat und dem Landesbezirksvorstand wurde die Ausstellung von vornherein als Wanderausstellung für den ganzen Landesbezirk geplant und in ihrer Anlage daraufhin abgestimmt. Viel Arbeit und viel Mühe waren nötig; aber endlich war es soweit. Am 12. März 1955 wurde diese Ausstellung unter dem Motto „Deutsches Schicksal in unseren Händen“ eröffnet. Auf zwanzig 130 mal 160 Zentimeter großen Tafeln sind unsere Argumente bildlich dargestellt und mit Fotokopien von Dokumenten untermauert. Von der internationalen Verknüpfung der Rüstungsindustrie, der Sinnlosigkeit der sogenannten Verteidigung beim Einsatz von Atomwaffen und der angeblichen Erziehung auf dem Kasernenhof, die ja noch nie geschadet haben soll, und unserem großen Anliegen, der Wiederbewaffnung, geht der Besucher an den Tafeln entlang, die ja nicht einzeln hier besprochen werden können. Kollege Ludwig Koch, der Vorsitzende des Kreisausschusses München, sagte in seiner Eröffnungsansprache: „Möge diese Ausstellung noch einmal alle aufrütteln und zum Nachdenken zwingen, ob es wirklich keinen anderen Weg gibt, als durch Aufrüstung den Frieden zu erhalten und die Wiedervereinigung zu erreichen.“

Gewehre für den Michel



Hier in der Redaktion rechnet man ja nicht nach Tagen und Wochen, sondern nach „Ausgaben“ — also, vor zwei „Aufwärts-Ausgaben“ habe ich Euch erzählt, daß ich in einer kleinen Versammlung erlebt habe, wie sich jemand über die jungen Leute von heute das Maul zerriß. Ich habe Euch auch von meiner Entgegnung erzählt. Jetzt ist auf die Entgegnung noch eine Entgegnung gekommen. Will ich Euch nicht vorenthalten! „Hast Du Dich mit Deiner Antwort nicht in das eigene (gewerkschaftliche) Fleisch geschnitten?“ schreibt Rolf Springsguth aus Berlin. Und: „Wenn Du mal in eine Milchbar gehst oder einen Groschen in einen Spielautomaten steckst, dann nur so gelegentlich und nicht mit der Ausdauer und so gewohnheitsmäßig wie die allgemeine Jugend.“ Und etwas weiter: „Du hast doch sicher schon bemerkt, wie wenige Jugendliche sich am Gewerkschaftsleben beteiligen oder überhaupt sichtbare gewerkschaftliche Interessen haben.“ Und: „Es stimmt doch bedenklich, daß nur eine so geringe Zahl von Jugendlichen sich aktiv für ein besseres Leben einsetzt.“ Soweit Rolf, dessen Brief lang und interessant ist. Aber nun frage ich mich, ob es denn wirklich stimmt, daß nur „eine so geringe Zahl von Jugendlichen“ sich für ein besseres Leben einsetzt. An Rolfs Kritik ist was dran. Trotzdem möchte ich sagen: 1. Nicht alle Menschen können Aktivisten sein. 2. Wir dürfen uns nicht aufs hohe Roß setzen, wenn wir moderne junge Menschen beurteilen. 3. Ich selbst gehe im Durchschnitt drei- bis viermal wöchentlich in eine Milchbar mit Music-Box.
Thomas

Otto lehnt sich auf

Aus Nürnberg schreibt uns Peter Bauer: „Mein Bruder Otto ist 16 Jahre alt, zwei Jahre jünger als ich selbst. Ich meine, zwei Jahre Unterschied ist unter Brüdern in diesem Alter allherd. Otto will aber den Unterschied nicht sehen. Er beklagt sich bei unseren Eltern andauernd, daß er früher im Haus sein muß als ich, daß er weniger Taschengeld bekommt und fragen muß, wenn er ins Kino geht. Meine Eltern machen sich deswegen schon große Sorgen.“

Lieber Peter, ich glaube, daß es in erster Linie Aufgabe Deiner Eltern ist, den Bruder Otto über die „Klippe der kritischen Jahre“ zu steuern. Aber Du kannst wohl doch wesentlich dabei helfen. Deine Aufgabe wäre es, dem Bruder nicht zu stark Deine größeren Rechte und Deine größere Selbständigkeit auf Grund des Altersunterschiedes zu demonstrieren. Sei vielleicht etwas behutsamer mit ihm. Und wie wäre es, wenn Du mal zu einer zivilen Zeit mit ihm ausgehen würdest? Ich könnte mir vorstellen, daß er sich etwas durch Dich vernachlässigt fühlt.

Gerümpfte Nase

Karin Sänger aus Braunschweig schreibt uns: „Mit der Gleichberechtigung der Frau ist doch wohl noch nicht alles in Ordnung. Oder doch? Wie kommt es denn, daß einige Herren der Schöpfung noch immer die Nase rümpfen, wenn ein junges Mädchen mal allein ein Tanzlokal betritt?“

Muß man denn alles gleich verallgemeinern und ins Grundsätzliche ziehen, Karin? Natürlich gibt es solche „Herren der Schöpfung“, die ihre Nasen rümpfen, wenn Du allein in einem Tanz- oder Nachtlokal aufkreuzen würdest. Aber deswegen wird doch nicht das Prinzip der Gleichberechtigung in seinen Grundfesten erschüttert. Außerdem gibt es nach meiner Meinung tatsächlich Lokale, in die ein junges Mädchen nicht allein gehen sollte. (Es würde auch gar nichts schaden, wenn junge Männer sie meiden.) Warum ein junges Mädchen nicht allein in solche Lokale gehen sollte? Weil es in Begleitung einer vertrauten Person nicht so leicht „übrumpelt“ werden kann. Was hältst Du davon, Karin?

Lieber nicht

Egon Peters in Osnabrück schreibt: „Ich habe in der Zeitung gelesen, daß Deutsche Anfang Mai möglichst nicht nach Holland fahren sollen, weil dann dort die Befreiung von der deutschen Besetzung vor zehn Jahren gefeiert wird. Hältst Du das für richtig?“

Nicht ganz — man kann heute nicht mehr jeden Deutschen für die Politik der Nazis verantwortlich machen. Wenn ich aber daran denke, wie gewisse Deutsche im Ausland aufzutreten pflegen, dann kann ich mich der Empfehlung nur anschließen. Sind wir sicher, daß nicht an jenen wohlbegründeten Feiertagen der Holländer etliche deutsche Touristen ihr nationales Herz entdecken und „auf die Pauke hauen“?

Jeden Tag einen neuen Aufwärts-Leser

Horst Pape, 19 Jahre alt, wohnhaft in Kassel, arbeitet bei der Firma Wegmann & Co., Waggonfabriken in Kassel. Dort ist er Betriebsjugendvertreter. Außer während der Arbeitszeit beschäftigt er sich aber auch noch in der Freizeit mit Waggonen — mit Waggonen einer Modelleisenbahn in der Jugendgruppe der IG Metall. Und zwar leidenschaftlich. Ebenso leidenschaftlich liest er aber auch den „Aufwärts“. Und da ihm unsere Zeitung gut gefällt — „vielseitig, dabei kritisch, sehr kritisch, und mutig“, sagt er —, ist er der Auffassung, daß der „Aufwärts“ die richtige Jugendzeitschrift ist. Deswegen kam er auch vor kurzem auf eine Idee. Eine gute Idee! Er verband die Leidenschaften für Waggonen und „Aufwärts“ und warb unter seinen Kollegen an den großen D-Zug-Wagen in den Werkhallen der Firma Wegmann & Co. und an den kleinen Modellwagen im Gewerkschaftsjugendheim neue „Aufwärts“-Leser. Jeden Tag warb er einen neuen Kollegen als Bezieher. Und das zehn Tage lang. „Es war gar nicht schwer“, erzählte Horst Pape unserem Reporter. „Ich brauchte nur einige Nummern zu zeigen, und schon die Aufmachung unserer Zeitung beeindruckte stark.“

